

AUF DER SCHIEFEN EBENE

Wie ist das Amerikabild des aktuellen Theaters? Ein Blick auf neun Inszenierungen mit US-Stücken oder US-Themen

Text_ Andreas Falentin



Wir sind immer noch das Land der unbegrenzten Möglichkeiten“, sagt Brian Bell, Regisseur aus Lubbock, Texas, „und zwar nach oben wie nach unten.“ Acht Aufführungen in acht deutschen Städten von US-

amerikanischen Stücken und Sujets bestätigen ihn, vor allem, was die zweite Richtung angeht. Sie sprechen von der Sehnsucht nach der intakten Kleinfamilie, die in den USA vielleicht so ausgeprägt ist wie nirgends sonst auf der Welt. Wenn Brian Bell gefragt wird, warum so viele amerikanische Stücke in Vergangenheit und Gegenwart Familienstücke sind, spricht er von *Thanksgiving*, dem Tag, an dem alle „zu Hause“ sein wollen, um dann „zwei Tage um einen Tisch herum zu sitzen und zu essen“.

USA fehlen unentschuldig

Vielleicht stehen deshalb so viele Kühlschränke auf den Bühnen. Tracy Letts' „Killer Joe“ zum Beispiel spielt in einem Trailerpark, unter Menschen, die gerade so von der Hand in den Mund leben. Aber auf Teresa Rinns passgenau ins *Weimarer E-Werk* gesetzter Fragment-Bühne steht eben ein riesiger Kühlschrank, der teuer aussieht, allerdings nichts enthält als – Dosenbier. Das trinkt die Familie Smith fortgesetzt und isst Fast Food dazu, natürlich. Und zieht ihre „Pulp Fiction“-Handlung durch, die Jahre vor dem Tarantino-Film uraufgeführt wurde. Vater und Sohn Smith, selten dämliche Nullen, wollen Mutter Smith umbringen, um die Versicherungssumme zu kassieren. Sie heuern Killer Joe an, einen müden Reflex auf den einsamen amerikanischen Wolf, den familienlosen John Wayne oder James Stewart, der immer seinen toten Bruder sucht. Joe, hauptberuflich Polizist, will eine Familie, nimmt sich Dottie, die Tochter und wird Vater. Und alles andere geht auch schief. Brian Bell inszeniert geschmeidig. Außer der Flagge, der Ernährung und dem schwarzen Stetson des breit und gelassen aufspielenden Sebastian Kowski in der Titelrolle stellt sich kaum USA ein.

Das gilt sonderbarerweise auch für den Klassiker amerikanischer Dramatik, Arthur Millers „Tod eines Handlungsreisenden“, in Dortmund. Hier sind wir eins höher, bei den Kleinbürgern. Der Kühlschrank ist Teil einer soziale Kälte andeutenden Wildnis von verpackten und gebrauchten Elektrogroßgeräten. Auch hier ist nur Bier drin. Aber die leeren Flaschen werden sorgfältig zurückgestellt. Liesbeth Coltof geht es um die schiefe Ebene, auf die man in der Konsumgesellschaft geraten kann, wenn man kein Kapital mehr hat zum Nachwerfen. Sie spricht von Euro, nicht von Dollar, von Fußball, nicht von Football. Auch hier fehlt der amerikanische Traum unentschuldig, erscheint Familie Loman trotz hervorragender Schauspieler von Beginn an gesellschaftlich entkernt.

USA als Präzedenzfall

Der dritte Kühlschrank steht in Moers. Und er enthält neben Bier zumindest Grillgut. Ulrich Grebs „The only thing that stops a bad guy with a gun is a good guy with a gun“ ist eine intelligente Reflexion über die Begriffsfelder Freiheit und Sicherheit. Die USA erscheinen hier als Präzedenzfall, als extremste westliche Gesellschaft mit dem größten Machtanspruch, der ausferndsten Überwachungsindustrie, den monströsesten Ängsten und Sehnsüchten. Im Zentrum steht erneut das verzweifelte Familienidyll, sinnlos zerstört vom sich nicht mal selbst beherrschenden Sicherheitssystem, personifiziert durch schwarz gekleidete Waffenschwinger, einen schleimigen Demagogen im Maßanzug und durch Walker, den zerstörten Vagabunden mit Stetson, der in Vietnam war, bei der CIA und auch sonst überall. Dazu gibt's Livemusik mit Stücken von Sinatra über Genesis bis Rammstein von einer phantastischen Band, vom Ensemble um die furiose Marissa Möller phantastisch gesungen.

„Dogville“ ist ein Außenseiter, ein durch und durch europäisches Amerikabild nach dem Film von Lars von Trier. Die



Kölner Inszenierung von Bastian Kraft lebt vor allem vom Brecht'schen V-Effekt auf allen Ebenen, vom Erzähler, dem hervorragenden Guido Lambrecht, der auch den Hund spielt, vom dominanten Licht- und Raumkonzept. Die ungewöhnliche Vermittlung nimmt den Zuschauer in die Pflicht. Die Vergewaltigung etwa ist nur im Spiegel zu sehen. Wer auf die Bühne schaut, erspart sie sich. Die brillant gespielte Geschichte von der Frau, die in ein einsames Bergdorf flieht, dort erst aufgenommen, dann ausgenutzt, dann gequält wird und aus Rache alle umbringt, wird durch die distanziert empathische Erzählweise zu einer Art „Unsere kleine Stadt 2.0“; zu einem so eleganten wie pessimistischen Abgesang auf jedes Sozialgemeinschaftsidyll.

US-Americanitis

Am Schlosstheater Moers und am Schauspiel Köln wird entschlossen in die heutigen USA geblickt, besser: von einem heutigen Amerikabild ausgegangen. „The Land of the Free“, das Land der Selbstbestimmung, in dem sich alles früher, schöner, größer, schlimmer ereignet als bei uns, in dem selbst Katastrophen sich freier entfalten können, in dem die Großstädte noch viel voller und einsamer sind. Hier hat sich sogar eine eigenständige Neurose entwickelt, „Americanitis“, ein spezielles Vom-Leben-abgehängt-sein-Feeling. Alles ist zu schnell und zu weit oben. Man zieht sich auf sein bisschen Sicherheit, seine kleinen Erfolge zurück oder siecht dahin. Von diesem Syndrom aus betrachtet das *Pan Pan Theatre* aus Dublin ausgerechnet Anton Tschechows „Möwe“. „Americanitis Presents The Seagull and Other Birds“, als Gastspiel im Düsseldorfer FFT gezeigt, ist tolles Theater. Die Schauspieler tragen Ballettklamotten und tanzen viel, sprechen, spielen direkt, machen keine Umwege. Sie befreien Tschechow von der oft so dumpfen Melancholie der zum Untergang verdammt Adelsdekadenz. Da tanzen Menschen von heute! Spannungsvoll und witzig, auch mal kurz mit dem Publikum. Und die „Other Birds“, die Texteingrenzung von YouTube-Belanglosigkeiten bis hin zum – hervorragend passenden, aber letztlich genauso belanglosen – Ende von „Wer hat Angst vor Virginia Woolf?“, verdeutlichen die Figuren, steigern die Eindringlichkeit.

Einen anderen direkten, heutigen Blick versucht das Theater Münster (von mir gelesen, leider nicht gesehen). „Detroit“ von Lisa D'Amour, eine deutschsprachige Erstaufführung, setzt zwei Paare in eine kleinbürgerliche Siedlung. Das eine ist schon lange in die Asozialität abgerutscht, das andere ist auf dem Weg dahin. Sie versuchen sich gegenseitig am Schopf aus dem Sumpf zu ziehen, geraten aber eher tiefer hinein. Und das Land drumherum schaut nicht mal zu. Wie kann man da noch Patriot sein?

US-Familienhorror

Auf jeden Fall ist sie fruchtbar, die Auseinandersetzung mit dem „fremden Freund“, dem Spender des Marshallplans, dem



Klaus Herzog und Simone Thoma in „Eines langen Tages Reise in die Nacht“ am Theater an der Ruhr in Mülheim



Thomas Halle in dem NSA-Projekt „Ich bereue nichts“ am Staatstheater Karlsruhe

Partner bei allen möglichen Abkommen und Verträgen, dem Reich der autochthonen Mythen. Drei Aufführungen zeigen das besonders. Ein Klassiker. Ein *well made play*. Ein Recherche-projekt.

Eugene O'Neills „Eines langen Tages Reise in die Nacht“, die schreckliche Anatomie einer langsam, aber unausweichlich verlöschenden Trinkerfamilie, erlebt am Mülheimer Theater an der Ruhr eine gespenstisch gute Wiederauferstehung. Roberto Ciulli setzt seine grandiosen Schauspieler buchstäblich in den Dreck. Wasser steht auf dem Boden der verkommenen, stilisierten Krypta-Bühne, und alles liegt drin, sogar die Schnapsflaschen. Leise, behutsam seziert Ciulli den Text, findet viel Er-



„Dogville“ am Schauspiel Köln mit Katharina Schmalenberg



„Americanitis Presents The Seagull and Other Birds“ am Forum Freies Theater in Düsseldorf

bärmlichkeit und noch mehr Zärtlichkeit, zeigt, dass O’Neill weit mehr ist als ein armer Vetter Tschechows und Strindbergs. Und wo James Tyrone in der Gestalt von Klaus Herzog ganz illusionsloser Clown ist, erscheint Simone Thoma als monströse Nymphe wie Bette Davis in „What Ever Happened to Baby Jane“. Wie alle vier, die ganze Familie, am Ende – Thoma ist jetzt eine Weiße Frau, ein veritabler Spuk – in gemeinschaftlicher Improvisation still verlöschen, muss man gesehen haben.

Noah Haidles „Smokefall“, jüngst in Kassel erstaufgeführt, ist zweifelsfrei das Werk eines Heimatdichters (*Gespräch mit Noah Haidle auf Seite 50*). Alle Stücke Noah Haidles spielen in Grand Rapids, Michigan, wo er herkommt. „Smokefall“ erzählt, inspi-

riert von einem Gedicht T. S. Eliots, – wenig überraschend – eine Familiengeschichte. Fünf Schauspieler gestalten vier Generationen in zwei Stunden. Es geht darum, zu sich zu finden, Schmerz und Erfolglosigkeit auszuhalten, letztlich: lebensstüchtig zu sein. Haidle erzählt mit einnehmendem magischen Realismus, lässt eine Frau nicht altern, einen Apfelbaum dagegen in kurzer Zeit so intensiv wachsen, dass er einem Menschen zum Partner, zur Heimat wird. Thomas Bockelmann deutet auf der Bühne ein bürgerliches Idyll an, konterkariert es durch wenige große Bilder und führt seine Schauspieler wortzentriert zu einer Ensembleleistung, die man auch an großen Häusern gerne sähe. Man gewinnt sie schmerzhaft lieb, diese Familie, selbst den Mann, der einfach so seine Familie verlässt, und den Fötus, der nicht in diese Welt der Erfolglosigkeit, der Kälte und des Schmerzes hinaus möchte und sich selbst die Nabelschnur um den Hals legt.

US-Gorillaland

Das Staatstheater Karlsruhe hat seine Strukturen für das NSA-Projekt „Ich bereue nichts“ zum Zerreißen gespannt und den Regisseur Jan-Christoph Gockel, den Dramaturgen Konstantin Küspert und den Schauspieler Thomas Halle ein halbes Jahr lang auf Snowden-Recherche geschickt, vom Internet bis Ströbele, von Mannheim bis New York. Das Ergebnis beglückt wegen seiner theatralischen Vitalität. Der Zuschauer betritt das Studio gut gebrieft, nämlich durch eine 12-Monats-Timeline im Foyer auf Edward Snowden und die um ihn kreisenden Wirbel eingestimmt. Thomas Halles Soloperformance folgt dann einer Doppelstrategie, die in der Ausgabe von Fotoalben ans Publikum kulminiert, in denen sowohl Snowdens Biographie als auch die Entwicklung der Informationstechnologie pointiert dargestellt werden. Die Aufführung zeigt Edward Snowdens Großmannssucht und Eitelkeit wie seine Wurzellosigkeit und Einsamkeit, beschreibt, wie technischer Fortschritt Menschen und Systemen über den Kopf wächst, ist charmant, zeigt kontinuierlich Haltung und findet immer wieder große, die Situation poetisch fassende Bilder wie den Gorilla mit Laptop oder den Ritter in voller Rüstung, die sehr sicher ist und vollkommen unbeweglich macht. Und wenn ein Partner gebraucht wird, etwa Snowdens Mutter, steht die Souffleuse auf und spielt einfach mit. Ein Bühnenarbeiter schlappt über die Bühne, eine Ankleiderin assistiert beim Umziehen. Alles liegt offen da. Theater als Gegenentwurf.

Sicherheit. Freiheit. Soziale Kälte. Sehnsucht nach schmerzfreier Selbstbestimmung. Die Themen haben wir hier auch schon. Aber auf der anderen Seite des großen Wassers scheint man weiter zu sein auf der schiefen Ebene, scheint die Gefahr noch größer, dass all die Errungenschaften freiheitlicher Demokratien bald ökonomisch aufgefressen werden. Deshalb brennt es, wenn es auf der Bühne um die USA geht, zur Zeit genauer als bei uns. Oder scheint es nur so? ■